

## Berlin als Architektur-Laboratorium

Zur «Gemordeten Stadt» von Wolf Jobst Siedler

Was aus der Stadt werden sollte im 20. Jahrhundert, wie der Traum zur Vision aufblühte in den zwanziger Jahren, wie er entstellt wurde durch den Faschismus, wie er zerstört wurde durch den Krieg — das alles lässt sich nirgends so grausam klar, so klinisch scharf beobachten wie in Berlin. Neben der Amsterdamer Schule, neben Stockholm, Stuttgart und den Schweizern, waren es die Berliner und ihr Umkreis, die mit Muthesius, Behrens, Mendelsohn, Poelzig, den Brüdern Taut, den Brüdern Luckhard, Scharoun, Hugo Häring, Gropius und Mies jene Idealvorstellung schufen, die zunächst als «neues bauen», später dann als «International Style» bekannt wurde. Sie formulierten die Botschaft, die seither als Bild der sozialen und funktionalen Stadt durch die Kontinente ging und geht.

Es ist indessen nur Berlin, das erstens einen extremen Grad der Zerstörung durch Bomben erlitt, zweitens mit Kriegsende halbiert wurde — politische Fakten, die seither ein Gebilde schufen, wie es einzig in seiner Art ist, einzigartig verstümmelt und einzigartig hoffnungsvoll zugleich. Die Mauer zwischen Ost und West, markiert durch das Brandenburger Tor, trennt und kontrastiert zwei scheinbar gänzlich verschiedene Auffassungen von Wiederaufbau und Weiterbau. Im Osten sind die Baudenkmäler aus feudalen und grossbürgerlichen Zeiten getreulich wiederhergestellt worden — beispielsweise die Theaterbauten Unter den Linden samt Schinkels Neuer Wache. Der Westen dagegen hat ungleich mehr Altes beiseitegeschafft, muss sich dies heute vorwerfen lassen und hat überdies Mühe genug, die körperliche und räumliche Qualität vieler seiner Neubauten von 1950 an weiterhin zu verteidigen.

Wie verhalten sich, von heute aus gesehen, die beiden städtebaulichen Konzepte, die nirgends auf der Welt so hart aufeinanderprallen wie am Brandenburger Tor? Befinden sie sich, 35 Jahre nach Kriegsende, in einem Gleichgewicht des respektiven Versagens? Oder meldet sich eine Konvergenz, die darin bestünde, dass der im Westen seit Dezennien grassierende Vulgär-Funktionalismus der sogenannten Eierkisten-Stadt nun auch im Osten sich durchsetzt, mit etwa 25jährigem zeitlichem Abstand? Und zwar so, dass der Westen, nach bitteren Erfahrungen mit dem rationalisierten Bauen, gerade eben das Uebelste noch abzuwenden oder wenigstens zu bremsen sucht — wogegen im Osten um so dezidiert und mit vollen Segeln auf dieses nämliche Ziel der perforierten Betonkiste losgesteuert wird?

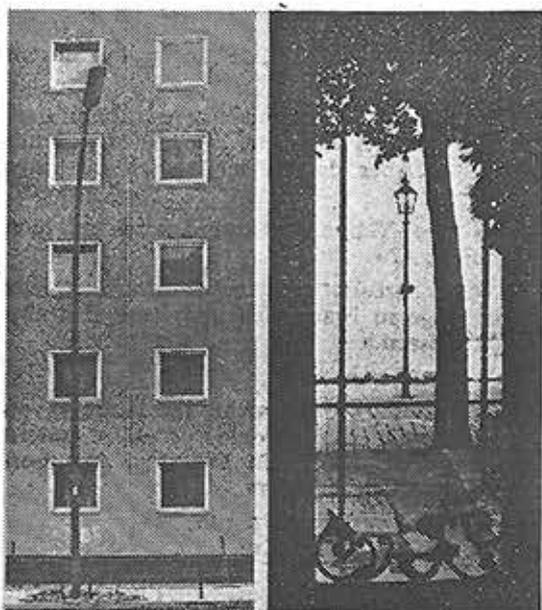
Das ist, wenn ich richtig sehe, der heutige Stand der Frage für jene, die sich von dem alternativen Architekturlabor Berlin Rat suchen. Und hier setzt nun der Berliner *Wolf Jobst Siedler* mit seinem «Abgesang» ein, der leider den kurzatmigen Titel «Die gemordete Stadt» trägt, obwohl es ein Buch mit langem Atem ist.\* Siedler schneidet aus dem Architekturlabor eine bestimmte Tranche heraus, um sich sein Problem zurechtzulegen. Er vergleicht nicht den Westen mit dem Osten, und er vergleicht auch nicht die frühen, zum Teil so grossartigen Impulse des «neuen Bauens» (und des Berliner Expressionismus) mit der seit 1950 zunehmenden Vulgarisierung.

Vielmehr kontrastiert er das wilhelminische Berlin, also die Baubräuche bis 1914, mit dem, was nach 1945—50 geschehen ist und geschieht. Aus diesem Kontrast leitet er seine Hauptthese ab, die verblüffend genug ist. Sie behauptet, «dass der Wiederaufbau tiefer in das Gesicht der deutschen Städte eingeschnitten hat als ein mehrjähriger Bombenkrieg». Mit anderen Worten, Siedler ist der Meinung, die Bombenzerstörung sei zwar ein schwerer Schaden gewesen, doch die Fehler der Planer *hernach* hätten diese Bedrohung womöglich noch übertroffen und die Stadt mehr entstellt, vor allem dauerhafter entstellt als jene Zerstörungen, die immerhin den Wiederaufbau nicht unmöglich gemacht hätten: «... die Aufnahmen aus den ersten Nachkriegsjahren zeigen, mit welcher Leichtigkeit auch Berlin — wie Hamburg den Alsterbereich — sein unverwechselbares Gesicht hätte geschichtlich bewahren und sozial erneuern können... Schon der Zureisende aus München oder Hamburg empfindet die Rücksichtslosigkeit, mit der eine neue und diesmal staatlich kontrollierte Gründerzeit in die Substanz der Stadt geschnitten hat, so dass denn der Zustand kommt, wo in dieser Stadt nichts mehr funktioniert ausser dem Verkehr.»

Bei Siedler schneidet demzufolge die erste, wilhelminische Gründerzeit eher besser ab als die zweite der Nachkriegsjahre, «die in sozialer Hinsicht verantwortlicher als die erste gearbeitet, in stadtgeschichtlicher Hinsicht aber viel verheerender gewirkt hat», wobei im Rückblick für ihn deutlich wird, «dass die Architektur von der Politik im Stich gelassen wurde... wo der Staat als Bauherr nicht weiter wusste, hielt er Wettbewerbe ab, anstatt durch Wettbewerbe seinen (vorher selber geklärten) Ideen zur Erscheinung zu verhelfen». Kommt hinzu, dass die Planungsdiskussion — eben gerade in den Wiederaufbaujahren — «voll von Wörtern» war, «die aus der Wasserwirtschaft kommen: Der Ver-

kehrsfluss darf nicht *gestaut* werden, seine Regulierung muss ihn *flüssig* halten...» Woraus das Flusskonzept, Fließbandkonzept entsteht, welches den Ort, den Platz nur noch als durchspült, durchflossen sich denken kann — die zweite Gründerzeit hat sich in Berlin, genau wie anderswo, als unfähig erwiesen, «stehende» Plätze zu gestalten oder als solche zu erhalten.

Es hat von da her seine Logik, dass Siedler auf den eigentlichen Stammhalter des festen Or-



Berlin. Beleuchtungskörper

tes und der Geräumigkeit zu sprechen kommt: den Baum. Er widmet ihm ein eigenes Kapitel, das den Titel trägt «Welt ohne Schatten». Darin wird «der Rückzug des breitkronigen Baumes aus unseren Gärten» beschrieben, «und seine Ersetzung durch kleinwüchsige Importe aus Ostasien und allerlei Krauchendes... Der Baum, der sich ironisch als das eigentlich bürgerliche Gewächs apostrophieren liesse, dessen Zeit mit der Französischen Revolution anhebt und mit der Russischen endigt, ist nicht der Arbeits-, sondern der Stimmungswelt gewichen, und diese Stimmung ist dem Schatten feindlich und dem abgetönten, lichtdurchlässigen Dunkel; die Zwischentöne sind ihr fremd.» Siedlers Trauer über die «Geschichtsvergessenheit im Umgang mit Bäumen» steigert sich zur nostalgischen Klage über «das Verschwinden der schattigen Kühle des sommerlichen Gartens». Aber diese Klage, und das setzt hier einen anderen Akzent, ist nicht heute, in der Gegenwart, mitgeschrieben worden, sondern sie wurde vor zwanzig Jahren formuliert, um 1958—60, als die Idealstadt der Moderne, die «ville verticale verte» (Wohntürme locker auf den weiten Rasen gestreut) im Hansaviertel von Berlin Gestalt annahm.

Siedler ist also nicht nur gegen die Wasseranalogie im Städteplanen, er versteht auch gegen den Strom zu schwimmen. Denn er hat ja sein Buch zum grösseren Teil schon damals verfasst und publiziert, und was wir hier besprechen, ist die zweite, erweiterte Auflage mit nahezu zwanzig Jahren Distanz. Und der lange Atem, den wir Siedlers Aspekten zugebilligt haben, bezieht sich eben darauf, dass er Gefahren und Verluste, die wir heute deutlich erkennen, schon damals gesehen hat. Im neuen Vorwort stellt er fest, dass sein «Abgesang» um 1960 (und er meint die Baubehörden) in keiner Weise «irgend etwas bewirkt hat» und erheitert sich nachträglich darüber, dass man ihm dannzumal auch drohte, ihn, «dieses Buches wegen aus dem Werkbund auszuschliessen».

Gewiss kann man Siedler vorwerfen, er beharre bei seiner Kontrastierung der ersten mit der zweiten Gründerzeit fast ausschliesslich auf sinnlichen Wahrnehmungen, auf dem Optischen, und er frage kaum je nach den wirtschaftlichen und industriemässigen Abhängigkeiten des Bauwesens. Doch als Kritiker hat er natürlich das Recht, zunächst einmal die Resultate scharf zu konfrontieren, ohne auch schon nach den Ursachen zu fragen. Diese Konfrontation erhält nun Beleg und Detaillierung durch die Photographien von *Elisabeth Niggemeyer*. Wenn Siedler z. B. schreibt: «Neben das gaslichterhellte Grün der alten Stadtviertel tritt die gleissende Helle der neuen, baumlosen Gründungen; die fortschreitende Helligkeitszunahme ist eines der Signa der letzten fünfzig Jahre, und die Peitschenlampe ihr Symbol», dann vermag Elisabeth Niggemeyer die hier wiedergegebenen Abbildungen beizufügen, die das, was im Wort evoziert wird, dingfest machen. Eine hervorragende, eine erschreckende, eine höchst nachdenklich stimmende visuelle Konfrontation, der man nicht einmal wird vorwerfen dürfen, sie sei polemisch oder wähle ungerecht aus. Das Vulgäre des Vulgär-Funktionalismus kommt hier wirklich zu Bilde, und niemand wird behaupten dürfen, er hätte diese Art von bedrohender Schnellfertigkeit des Bauens nicht selber schon kilometerweit durchfahren.

Elisabeth Niggemeyers besonderes Verdienst besteht nun darin, dass sie jeweils ganze Reihen von Kontrastbildern zusammenstellt zu den Themen Kinder auf Strassen, Alte auf Strassen, Kinderspielplätze, Strassenlampen, Brunnen, Haustüren, Türgriffe, Treppenhäuser, Treppen-

\* Wolf Jobst Siedler: Die gemordete Stadt, Abgesang auf Putte und Strasse, Platz und Baum. Photographien von Elisabeth Niggemeyer. Dokumentation von Gina Angress. 2., erweiterte Auflage, Herbig-Verlag, München 1978.